

Nr. 212 Bromberg, den 16. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(16. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Unvorsichtigerweise trat Escandon, als er wieder auf der Straße war, unter die nächste Laterne und zog seine dicke goldene Uhr hervor, das Einzige, was er von der alten Pracht und Herrlichkeit gerettet hatte. Er sollte um Mitternacht in einer großen geheimen Versammlung reden, weit draußen auf einem Feld, hinter einem der ärmlichsten Vororte. Und am nächsten Morgen wollte er die Hauptstadt schon wieder verlassen.

Als er die Uhr wieder einsteckte und von der Laterne zurücktreten wollte, huschte eine Gestalt an ihm vorbei, blieb stehen, schaute sich nach ihm um und rannte dann fort.

‚Ob der Mensch mich erkannt hat?' dachte Escandon. ‚Weshalb läuft er so hastig fort? Auf jeden Fall ist sein Betragen verdächtig! Ob ich ihn einholen und unschädlich machen soll?' Aber sogleich verwarf er den Gedanken wieder. Schon oft in den letzten Wochen hatte er sich eingebildet, daß ihn jemand erkannt habe und den Amerikanern in die Hände spielen wolle. —

— — — — — — — —

Als Escandon nach einem Weg von anderthalb Stunden an den verabredeten Ort ankam, hatten sich schon ein paar hundert Menschen eingefunden. Unerkannt drängte er sich durch die Menge. Diese Versammlung zeugte von der ungeheuren Dreistigkeit der Veranstalter. Es war in der Dunkelheit unmöglich, eine Kontrolle über die Teilnehmer auszuüben. Ohne weiteres hätten sich Polizisten bis dicht heranschleichen können. Und als Pierre Escandon nun auf das Faß stieg, das unter einem großen Baum als Redner-Podium aufgestellt war, und als er jetzt in der grellen Beleuchtung einer am Baum aufgehängten Karbidlampe stand, da wäre es ein Leichtes gewesen, ihn aus dem Hinterhalt abzuschießen.

Die Neger reckten begeistert die Hände empor, als er so plötzlich aus ihrer Mitte emportauchte. Doch keiner gab einen Laut von sich; sie hatten von den Veranstaltern dieser geheimen Versammlung strengste Anweisung erhalten.

Sofort begann Pierre Escandon zu sprechen:

„Haitianer! Freunde! Brüder! Endlich ist es mir geglückt, auch hierher zu euch zu gelangen. Obwohl die Amerikaner die höchsten Belohnungen auf meinen Kopf gesetzt haben, ist es ihnen nicht gelungen, mich zu erwischen oder mich zu hindern, dorthin zu wandern, wohin ich will. Den ganzen Norden des Landes habe ich in diesen letzten Wochen durchzogen, und ich kann euch die Versicherung geben, daß sich dort alle, die ein Herz für unser Vaterland haben, zum Aufstand vorbereiten. Und von hier werde ich mich nach Süden wenden, um auch dort die Trägen und Lauen aufzurütteln.

Wieder einmal, wie so oft in der Geschichte unseres Vaterlandes, sind die Weißen gekommen, um uns zu unterdrücken, auszusaugen und zu mißbrauchen. Unsere von allen Völkern der Erde feierlich anerkannte Unabhängigkeit wird von den Amerikanern mit Füßen getreten, und sie haben nicht einmal den Mut, ihre gewaltätigen Absichten offen zuzugeben. Sie verstecken sich hinter heuchlerischen Phrasen und Lügen. Erst wenige Wochen ist es her, daß uns Amerika die feierliche Versicherung seines Wohlwollens gegeben hat, — die Versicherung, daß es mit der Besetzung nur das Beste für unser Land wolle, — das Versprechen, daß die Truppen sofort zurückgezogen würden, sobald wir wieder eine Regierung haben würden.

Aber Amerika hat dieses Versprechen gebrochen, wie es zu erwarten war. Wir haben wieder eine Regierung, aber die Truppen sind nicht zurückgezogen, sondern noch vermehrt worden. Wir haben wieder einen Präsidenten, aber er ist ein Hampelmann, der so zappelt, wie die Amerikaner ziehen. Die Unabhängigkeit Haitis besteht noch, aber nur auf dem Papier. Die Amerikaner beherrschen uns, wie uns einst Spanier und Engländer und Franzosen beherrscht haben. Die Amerikaner haben unsere Armee aufgelöst und entwaffnet. Sie haben der Gendarmerie amerikanische Offiziere gegeben. Sie haben unsere Zollämter und Banken besetzt, und das Geld fließt in ihre gierigen Hände! Das Beschämendste aber ist, daß ein Teil unseres Volkes mit unseren Feinden und Bedrückern gemeinsame Sache macht und aus unserem Unglück noch Vorteil zieht!

Haitianer! Sollen unsere Väter in jahrzehntelangen Kämpfen für die Freiheit unseres Vaterlandes ihr Blut umsonst vergossen haben? Nein, und tausendmal nein!"

Das war nur die maßvolle Einleitung gewesen. Nun aber folgte ein nicht zu überbietender Haßgesang: Bis ins kleinste schilderte Pierre Escandon, wie man an den Amerikanern Rache nehmen würde. Es war eine Folge der scheußlichsten Bilder, eine so infernalische Ausschweifung menschlicher Phantasie, wie sie das Hirn eines Europäers nie und nimmer hätte ersinnen können.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Pierre Escandon nach Schluß der Versammlung die elende Hütte betreten wollte, die ihm als Nachtquartier dienen sollte, sah er sich plötzlich einem Gendarm gegenüber. Im Augenblick hatte er das Messer unter dem Hemd hervorgezogen, um sich auf den Mann zu stürzen.

Der aber rief: „Halt, Pierre! Erkennst du mich denn nicht? Ich bin ja Louis Boule!"

Escandon zog ihn näher zu dem Lichtkreis der vor dem Eingang zur Hütte hängenden Petroleumlampe und schüttelte ihm dann lachend die Hand: „Was gibt's Neues, Louis? Seid ihr mir auf der Spur, ihr Herren von der Gendarmerie?"

„Das kann man wohl sagen", erwiderte Boule. „Bisher hatten die weißen Affen noch keine Ahnung, daß du hierher nach der Hauptstadt kommen würdest. Aber vor ein paar Stunden bist du in Turgeau gesehen worden."

„Also doch!"

„Hör zu, General: Korporal Victor Oreste, der heute auf der Hauptwache der Gendarmerie Nachtdienst hat, wurde um elf Uhr herausgeklingelt. Ein junger Bursche verlangte sofort den wachhabenden amerikanischen Offizier zu sprechen, — sagte, er habe was sehr Wichtiges zu melden. Ich weckte also Leutnant Thacker, führte den Burschen zu ihm und horchte dann an der Tür. Der Bursche erzählte, daß er dich eine halbe

Stunde vorher in Turgeau gesehen hätte, — unter einer Laterne stehend und auf deine Uhr schauend. Er hätte sich bestimmt nicht geirrt, und er wolle nun die hohe Belohnung haben. Leutnant Thacker hat ihm dann gesagt, die bekäme er erst, wenn sie dich hätten. — Du darfst also die Nacht über nicht mehr hier bleiben, General, sonst kommst du morgen nicht mehr sicher fort."

„Gut! Brav!" Escandon klopfte dem Gendarm Boule auf die Schulter. „Auch an Korporal Oreste meine Anerkennung! — Weißt du, wer der Verräter ist? — wie er heißt?"

„Das habe ich nicht genau verstanden. Aber wir haben ihn ja hier?"

„Wen?"

„Den Verräter! — drin in der Hütte. Geh nur hinein."

„Wie habt ihr denn das gemacht?"

„Ganz einfach: Korporal Oreste hat mir sofort alles mitgeteilt." Als der Bursche dann aus der Wache herauskam, bin ich ihm, zusammen mit einem Kameraden, der auch auf unserer Seite ist, nachgegangen. Dann haben wir ihn einfach beschuldigt, er hätte etwas gestohlen, haben ihn verhaftet und hierher gebracht. Wir warten schon über eine Stunde hier. Mein Kamerad ist mit ihm in der Hütte. Ich glaube, der Bursche riecht schon, daß da was nicht stimmt. Wir haben ihm zur Vorsicht, damit er nicht schreit, wenn er dich sieht, einen Knebel in den Hals gesteckt."

„Gut habt ihr das gemacht!" Escandon grinste boshaft und betrat dann die Hütte.

Als Champagne — denn der war der Angeber — den General erblickte, wurde ihm sofort klar, in welche Falle er geraten war. Er fiel auf die Knie und streckte flehend die Hände empor. Dann versuchte er zu sprechen, aber der Knebel hinderte ihn, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Escandon schleuderte ihn mit einem Fußtritt fort und sagte: „Bindet ihm Hände und Füße zusammen, damit er mich nicht kratzt oder tritt. Aber schnell! Ich darf nicht mehr viel Zeit verlieren!" Er zündete sich eine Zigarette an und stieß den Rauch mit Behagen in hübschen Ringen von sich. Dann fragte er: „Habt ihr einen ordentlichen Sack da? Ihr müßt den Körper nachher sofort beiseiteschaffen."

Champagne hörte diese Worte. Seine Augen weiteten sich in Todesangst, seine Haut wurde ganz grau.

In wenigen Minuten hatten die beiden schwarzen Gendarmen Champagne an Armen und Beinen gefesselt.

Jetzt hob ihn Escandon wie ein Bündel vom Boden auf, setzte sich auf eine Kiste, klemmte den Körper des Burschen zwischen seine Knie und umspannte den Hals mit seinen mächtigen Händen. Und während er Champagne langsam die Kehle zudrückte, begann er, den beiden Gendarmen in leichtem Plauderton von dem Verlauf der Versammlung zu erzählen.

Aus Champagnes Mund drang nicht ein Laut, aber seine Glieder waren in schreckliche Zuckungen geraten.

Als dieser Todeskampf nach einer vollen Minute noch nicht zu Ende war, unterbrach Pierre Escandon seine Erzählung und sagte ungeduldig: „Na, Bursche, willst du nicht endlich alle werden! Du bist ja zäher als ein Kater!"

Gleich darauf wurde Champagnes Körper schlaff. Er war tot.

Escandon ließ seinen Hals los und erhob sich, ohne noch einen Blick auf den leblosen Körper zu werfen.

„Ach, ich hätte mich diese Nacht so gern einmal richtig ausgeschlafen", sagte er gähnend. „Es ist wirklich kein Spaß, immer gehetzt zu werden. — Na, das hilft nun mal nichts. Lebt wohl, Brüder! Und Dank für eure Wachsamkeit! Niemand von denen, die mir geholfen haben, soll später vergessen werden." Er schüttelte den beiden Gendarmen die Hand und trat dann ins Freie.

Gleich darauf war er in der Dunkelheit verschwunden.

*

In dieser selben Nacht machte Diane Touzard oben in der einsamen Hütte ihrer Großmutter den Versuch, sich das Leben zu nehmen. —

Monatelang hatte Diane vergeblich auf die Nachricht von Oliver Barrings Rückkehr gewartet. In den ersten Wochen hatte er öfters geschrieben, daß seine Mutter immer noch nicht genesen sei und Diane sich noch ein wenig gedulden müsse. Dann waren seine Nachrichten ganz ausgeblieben. Aber keinen Augenblick, auch nicht durch Mama Zouzous mißtrauische und boshafte Bemerkungen, ließ Diane sich in ihrem Glauben erschüttern, daß Oliver zurückkehren und sie zu seiner Frau machen werde. —

Nun war endlich ein Brief von ihm gekommen. Tristan hatte ihn, wie gewöhnlich, durch einen Boten heraufgeschickt. Als Diane diesen Brief in den Händen gehalten, hatten ihre Finger vor freudiger Erregung so gezittert, daß sie ihn kaum öffnen konnte. Die Zeilen, die sie dann gelesen, lauteten:

„Liebe Diane! Du hast ganz zu Anfang unserer Bekanntschaft einmal zu mir gesagt, daß wir zwei verschiedenen Welten angehörten. Ich habe damals darüber gelacht, aber leider habe ich inzwischen einsehen müssen, daß Deine Worte doch eine bittere Wahrheit enthielten. Unserer Verbindung setzen sich so unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, daß es wohl doch besser ist, wenn wir einander entsagen. Wie schwer es mir wird, diese Zeilen zu schreiben, kann ich Dir nicht schildern. Ich werde Dich niemals vergessen. Lebe wohl, werde glücklich und verzeihe, wenn Du es vermagst,

Deinem
Oliver Barring."

Es hatte eine ganze Weile gedauert, bis sich diese Worte für Diane zu einem Begriff formten; so ungeheuerlich, so ganz unmöglich hatte es ihr geschienen, daß so etwas geschehen könnte.

Als der Bote mit dem Brief eingetroffen, war Mama Zouzou gerade im Tempel gewesen, und Diane hatte ihr dann die Wahrheit über den Inhalt verschwiegen. Aber an der beängstigenden Veränderung von Dianes Gesicht hatte die Großmutter sofort gemerkt, daß es mit diesem Brief eine besondere Bewandtnis haben mußte. Bald nachdem sich Diane zur Ruhe begeben, war Madame Zouzou, in ihrer Sorge, nochmals zu ihr hineingegangen und hatte sie mit angeschnittener Pulsader und ohnmächtig in ihrem Blut liegend gefunden. Doch es war der ärztlichen Kunst der Priesterin noch gelungen, das Leben ihrer Enkelin zu retten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Diane wenige Tage nach diesem Ereignis matt und abgezehrt in der Abendsonne vor der Hütte saß, teilten sich ihr gegenüber die Büsche. Ein großer Neger, nur mit einem zerfetzten Hemd und einer Hose bekleidet, trat auf den Platz hinaus und kam dann auf sie zu. Erst als er dicht vor ihr stand, erkannte sie ihn.

„General Escandon!!"

„Mit dem General ist es vorläufig vorbei", sagte er und reichte ihr die Hand. „Später werde ich es wieder sein; vielleicht noch mehr als nur General."

„Aber wie kommen Sie hierher?" fragte Diane auf Französisch. „Sind Ihnen die Amerikaner auf den Fersen? Monatelang haben wir Sie für tot gehalten. Erst vor einigen Wochen hörten wir, daß Sie im Norden wieder aufgetaucht seien, um den Aufstand vorzubereiten."

Escandon antwortete auf Kreolisch. Spöttisch lachend sagte er: „Sie sollen mich nur suchen! Ich fürchte sie nicht. — Aber was ist denn mit dir geschehen? Du siehst krank aus, und den Arm trägst du verbunden."

„Nichts Besonderes; eine kleine Verletzung", wich Diane aus. Und nun auch ins Kreolische übergehend, fragte sie: „Wie bist du denn damals aus Port au Prince entkommen?"

„Ich bin noch lange in der Stadt versteckt gewesen. Ich war ja viel zu schwer verwundet, um weiter fliehen zu können."

„Dann weißt du ja auch, was mit meinem Vater und mit meinen Brüdern geschehen ist?"

„Ja, ich weiß es. Um darüber mit dir zu sprechen, bin ich gekommen."

Diane richtete sich hastig auf und sah ihm forschend in die Augen.

Mit ruhiger Stimme fuhr Escandon fort: „Ich war schon deshalb in deinem Haus in Port au Prince — vor drei Tagen erst. Du siehst, es ist mir eilig, seit ich erfahren habe, daß du den Amerikaner, einen Feind unseres Landes, heiraten wirst. Denn wenn du erst seine Frau bist, werde ich nicht mehr zu dir reden und dich auch als Feindin Haitis betrachten."

„Du wirst dich auch später nicht zu schämen brauchen, mit mir zu reden, General. Der Amerikaner ist in seiner Heimat, er wird nicht wiederkommen, und ich werde nie seine Frau sein."

Eine tolle Freude kam über Pierre Escandon. Beinahe hätte er einen Jubelruf ausgestoßen. Doch er war klug genug, sich zu beherrschen und zu schweigen.

Die innere Erregung, die hinter diesem Schweigen steckte, entging Diane nicht. Sie tat aber, als merke sie nichts davon, und fragte: „Was wolltest du mir also über den Tod meines Vaters und meiner Brüder sagen?“

Pierre Escandon zog ein Päckchen zerknitterter Papiere aus der Tasche, suchte eines davon heraus und steckte die anderen wieder ein. Die wenigen Augenblicke hatten ihm genügt, seine Erregung zu überwinden. Mit ruhiger Stimme erwiderte er: „Ich wollte dir sagen, daß ich damals alles getan habe, was in meinen Kräften stand, um die Haftentlassung deines Vaters und deiner Brüder zu erreichen. Hätte ich eine Ahnung gehabt, was geschehen würde, dann hätte ich sie rechtzeitig mit Gewalt befreit. — Hier, sieh diesen Schein, den Sam wenige Minuten vor seiner Flucht ausgestellt hat. Es ist der Befehl, die Deinen aus der Haft zu entlassen, und er hat darauf geschrieben ‚auf Bitten des General Escandon‘. Nicht wahr, so steht doch hier? — Aber wenige Minuten danach hatte das Gemetzel ja schon begonnen. Es war zu spät.“

„Ich danke dir, General, — auch für die gute Absicht.“ — Diane drückte ihm die Hand. — „Darf ich mir diesen Schein aufbewahren?“

„Er gehört dir. — Und dann habe ich dir noch etwas anderes zu berichten. Ich weiß nicht, ob es für dich von Nutzen sein wird, aber immerhin mußt du es erfahren: — Sam hätte gar nicht daran gedacht, deinen Vater und deine Brüder verhaften zu lassen, wenn nicht jemand an ihn geschrieben hätte, sie seien seine ärgsten geheimen Feinde und müßten unbedingt festgesetzt werden.“

„Und du weißt, wer der Schreiber dieses Briefes war?“ — Trotz ihrer Schwäche war Diane aufgesprungen, und ihre Blicke hingen an Escandons Lippen. Alles an ihr war höchste Spannung.

„Nein, ich habe keine Ahnung“, antwortete Escandon. „Der Brief trägt keine Unterschrift. Er soll von einem Weißen abgegeben worden sein.“

„Du hast den Brief selbst gelesen?“

„Ich kann ja nicht lesen. Aber Sam hat ihn in den Papierkorb geworfen, und ich habe ihn dann heimlich wieder herausgeholt. . .“

„Wie? Du hast den Brief noch?“

Wieder zog Escandon das Päckchen Papiere heraus, nahm eines davon und reichte es Diane hin: „Hier ist er. Nimm!“

Diane riß das Papier an sich und starrte ein paar Augenblicke auf die Schrift. Dann entfiel es ihr, sie griff mit beiden Händen nach ihrem Kopf und brach mit einem Aufschrei zusammen. — (Fortsetzunp folgt.)

Das Bild des Tai-Sung-Fu.

Nach einer chinesischen Legende erzählt von **Lina Pietzsch.**

Tai-Sung-Fu malt am Tage. Ob auch der strahlende Gott seinen glühenden Mantel um ihn legt, daß seine Zunge verbrennt und sein Atem verdorrt. Bao Sy hält ihm eine kristallene Schale an die Lippen, daraus schöpfte er neue Kraft und neues Leben.

Tai-Sung-Fu malt in der Nacht, wenn die Nachtigall schluchzt und der milde Gott seine Sandkörner streut. Bao Sy hält ihm das Licht, und wenn er ermüdet, jubelt sie mit ihrer Glockenstimme: „O Tai, wie gelang dir die Landschaft! Dieser braune Hügel! Das wunderbare Wellenspiel des Flusses! Das schufen die Götter nicht besser. Und dort, das Schilf in der Ferne, wie es leise im Winde zittert! Ach, mir ist, als spüre ich das Wehen. Wie ein ferner Traum schwebt der Kranich in den Lüften. Und dort!... dort! Siehst du, wo sich die Silberferne mit dem Himmelsblau vermählt, ach, dort steht der Marmortempel seliger Unsterblichkeit! Davor lehnt die weißgewandete Göttin, die köstliche Schale mit dem Tranke des Ruhmes in den Lilienhänden. Du bist groß, o mein Tai!“

Wie dunkle Glocken klingen ihre Worte durch seine Müdigkeit. Da wird er wieder wach, und sein Pinsel fliegt über das Bild, und eines Tages ist es vollendet, und es gibt nichts, was daran auszusetzen und noch besser zu machen wäre.

Staunend stehen des Reiches Künstler und Gelehrte vor dem Meisterwerk. Und als sie scheiden, da geht die Herrlichkeit des Bildes mit ihnen, und sie können nur sagen, wie vollkommen es sei. Die Mär läuft vor ihnen her, bis in des Kaisers Palast, bis vor den Sohn des Himmels selber. Vor Schingtsu Khanghi, der dem Maler immer gnädig war, der ihm die silberfüßige, mandeläugige Bao Sy zum Weibe gab, Bao Sy, seine eigene Tochter. Als der Kaiser von dem herrlichen Gemälde hört, da denkt er den Künstler zu ehren, wenn er das Bild von Tai zum Geschenk fordert und ihm reiche Schätze zum Gegengeschenk übersendet.

Tief neigt sich der Mandarin, der die kaiserliche Botschaft bringt, vor Tai. Doch tiefer verneigt sich der Künstler. „Ich bin unwürdig, und das Bild ist Stümperarbeit. Nie würde ich wagen, den Palast des erhabenen Herrschers damit zu verunzieren.“

Aber der Mandarin vermag sich noch höflicher zu verneigen. „Groß ist die Gnade des Sohnes des Himmels, Tai. Schicke dem erhabenen Herrscher das Bild, damit er nicht zürne!“

Tais Stirne schlägt auf den Boden. „Unwürdig ist das Bild des Sohnes des Himmels. Erlaube, daß ich mit dem Gold, das du mir überreichtest, einen Rahmen um die Landschaft baue!“

Ungern gibt sich der Mandarin zufrieden. Aber er darf nicht für des Kaisers würdig halten, was dem Tai unwert erscheint. So kann der Künstler sein Werk behalten, bis der Mond aufs neue seine volle Silberschale über die Welt ergießt.

Bao Sy, die mandeläugige, läßt das rote Gold durch ihre spielenden Finger gleiten. „Reich bist du, Tai, und der Kaiser ist dir gnädig. Willst du nicht daran gehen, den Rahmen zu bauen, mein Gebieter?“

Aber Tai rührt sich nicht. Er liegt auf der seidenüberspannten Bank, dem Bilde gegenüber. „Laß mich heute, Geliebte! Morgen will ich daran denken, meinem Bilde goldene Fesseln zu schmieden. Heute ist es noch mein.“

Und er stöhnt und rauft sich das Haar. „Es ist mein! Ich hab's geschaffen. All das Große, all das Kleine habe ich liebevoll erträumt, erfühlt. Es war mein, nun soll ich's geben!“

Bao Sy kniet vor ihm und streichelt sein wirres Haupt. „Du wirst andere Bilder malen — und wirst weit berühmt werden im ganzen Reich! Dein Name wird ehrenvoll genannt werden, wo man der Größten gedenkt!“

Sie redet tauben Ohren. Tai sieht nur sein Bild, schweigt, ißt nicht, trinkt nicht, stöhnt Tag und Nacht im tiefen Schmerze. Da nimmt Bao Sy ihr Prunkgewand, und die Sklavinnen schmücken sie feierlich. Sie läßt sich in den Palast tragen. Aber Schingtsu Khanghi, der Sohn des Himmels, ist ungnädig und läßt niemand vor. Sieben Tage kniet Bao Sy im Vorraum und weint.

Und jeden Morgen fragt der Kaiser: „Wer schluchzt vor meiner Tür?“

Dann antwortet der Diener: „Es ist Bao Sy, deine Tochter.“

Dann schüttelt der Sohn des Himmels das Haupt: „Das ist Bao Sy, Tai-Sung-Fu's Weib, den ich ehre. Sie möge sich dessen erinnern!“

Aber am siebenten Tag ruft er ärgerlich: „Alles erträgt ein Mann eher als sieben Tage Weibertränen. Herein mit Tais Weib!“

Dreimal neigt Bao die junge Stirne und bleibt knien. „Was hast du mir zu sagen, Bao?“ fragt der Kaiser gütig.

„Lasse Tai nur ein einziges Jährchen noch das Bild; Erhabener! Er ist krank und stirbt, wenn du es forderst.“

„Töricht bist du, Bao, töricht ist deine Bitte. Der Künstler muß sich vom Kunstwerk zu lösen wissen, wenn es vollendet. Versenkt er sich selbst in die Schöpfung göttlicher Stunden, wird die Gottheit karg und geizt mit ihren Gaben. Darum fordere ich das Bild. Deine Tränen aber, Bao, machen mich milde. Sage Tai-Sung-Fu die Botschaft: Ist er krank nach dem Bilde, dann mag er kommen und es sich betrachten, so oft er will und kann. Neunhundert Türen führen zu seinem Werk und überall stehen stattliche Hüter und grüßen mit artigen Gebärden. Ihnen zu danken ist mein Befehl. Dies ist die einzige Bedingung!“

So geht die junge Bao mit schwererem Herzen, als sie gekommen, denn früher war die Hoffnung mit ihr, sie könne Berge versetzen. Nun ist sie schwach.

Tai sieht sie nicht kommen, hört nicht ihren Gruß. So drückt sie sich still in eine Ecke und blickt mit brennenden Augen nach ihm, der ihr so sternenweit fern ist.

Er aber steht im blauseidenen Gewande, und sein Blick kann sich nicht von der Landschaft lösen. Und Bao denkt: „Niemals wird Tai mehr ein anderes Bild malen. Denn er wird nicht satt an diesem da

Da wendet er sich nach ihr um und sieht sie an. Und als er den Blick wieder dem Bilde zukehrt, da sieht sie mit einem Male, das ist keine Fläche mehr, auf die farbiger Pinsel selige Träume von Leben zauberte. Das ist Leben selbst. Wie ein goldenes Tor rundet sich der Rahmen um die lebendige Landschaft. Sie sieht das bewegte Spiel der Wellen. Das Lüftchen, das durch das Schilf streicht, umspielt ihre Stirne. Da wendet sie sich zu Tai, um ihm das Wunderbare mitzuteilen, das sie eben entdeckt.

Doch Tai steht nicht mehr an ihrer Seite, Tai Sung-Fu ist spurlos verschwunden.

Ihr entsetzter Blick fällt auf das Bild. Da sieht sie — nein, das ist keine Täuschung! — da sieht sie ihn wahrhaftig in seinem Bilde. Er läuft dem Flusse zu. Die blaue Seide seines Gewandes bauscht sich im Schreiten. Er meistert sie mit hastigen Händen. Und sie weiß mit einem Male, er sucht die Bambusbrücke zu erreichen, die er mit so viel Freude gemalt hatte.

„Tai!" schreit sie auf, ihre Stimme könnte Tote erwecken. Sie erreicht auch ihn. Nun hält er. Nun wendet er sich um. Nun hat er sie erkannt! Ein freudiges Lächeln. Abschiedwinkend erhebt er die Hand. Dann schreitet er weiter, den dunklen, rauschenden Fluß entlang. Sie sieht ihn kleiner und kleiner werden. Bis er dorthin gelangt, wo die silberne Ferne im schimmernden Blau verschwimmt. Dort steht die weißgewandete Göttin. Bao sieht sie den Arm heben, sieht den Trank in ihrer köstlichen Schale funkeln.

„Tai! Tai!" wimmert die junge Bao immerfort, „Tai! Tai!" Und ihr kleines Söhnchen, das sich zu ihr hereingeschlichen hat, ruft: „Vater! mein Vater!"

In diesem Augenblick hört man draußen vor den Fenstern Flötenspiel und dumpfe Gongschläge. Das sind die Diener des kaiserlichen Palastes, die gekommen sind, das Bild zu holen.

Sie begehren zu Tai-Sung-Fu geführt zu werden, denn sie bringen ihm große Ehrungen des Kaisers. Aber als sie das Gemach betreten, da liegt nur Bao auf dem Boden, und ihr kleines Söhnchen spielt mit dem Pinsel des Vaters. Tai ist verschwunden.

„Wo ist der Unsterbliche?" fragen die Abgesandten. Da nimmt das Söhnchen den Pinsel aus dem Munde und zeigt damit in die Landschaft. Und sie sehen den marmornen Tempel mit ... der weißgewandeten Göttin, sehen den Künstler vor ihr, an dessen Lippen sie eben die herrliche Schale mit dem Unsterblichkeitstranke setzt.



Lustige Ecke

Ins Examen steigen.



„Ach, Herr Professor, wenn Sie mir noch so gut zureden, ich habe keinen Mut, mein Gehirn ist eine einzige Wüste!"

„Na, so schlimm wird's doch nicht sein? Einige Oasen werden sich wohl darin finden?!"

„Ja! Aber ob die Kamele die finden?"



Rätsel-Ecke



Umstellungs-Aufgabe.

K	A	M	I	N
L	I	N	S	E
L	O	R	C	H
F	A	H	N	E
G	E	N	U	A
N	E	L	K	E
P	A	L	M	E
N	I	E	R	E
E	S	S	E	N

Die neun Wörter in obenstehender Abbildung sind je durch Umstellung ihrer Buchstaben in ebensoviel Wörter von anderer Bedeutung zu verwandeln. Bei richtiger Lösung machen alsdann die Anfangsbuchstaben der neugebildeten Wörter einen bestimmten Termin im Jahre nambar.

*

Zahlen-Rätsel.

1	2	3	4	5	6			
2	7	2	8	9				
10	5	9	10	5				
11	12	6	13	5	11			
5	14	4	5	3	3	5	11	4
6	12	15	15	9	11	9		

Statt der Zahlen sind entsprechende Buchstaben zu setzen. Es bedeuten die einzelnen Reihen: 1. Rundtanz, 2. Geigenbauer, 3. Musikinstrument, 4 Himmelsgegend, 5. Titel, 6. Opernkomponist. Die Anfangsbuchstaben nennen einen bedeutenden Opernkomponisten, die Endbuchstaben eines seiner Werke.

*

Zu;ammensetz-Rätsel.

se, see, bee, se, pe, ie, wie, le, kaf, bel, kap, sa, ru, ket, bor, te, men, re.

Aus diesen achtzehn Silben sind neun Wörter zu bilden, die in solcher Reihenfolge untereinander gebracht werden müssen, daß die senkrechte Mittelline einen Monat nennt.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 206.

Auszähl-Aufgabe: „Üb immer Treu und Redlichkeit."

*

Viereck-Rätsel:

R	A	D	E	B	E	R	G
M	U	E	N	C	H	E	N
H	A	N	N	O	V	E	R
G	L	A	D	B	A	C	H
K	O	H	L	F	U	R	T
D	O	R	T	M	U	N	D
G	R	A	U	D	E	N	Z
W	A	N	D	S	B	E	K

= Rundfunk.

*

Besuchskarten-Rätsel: Bellinzona.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.